Vom Guriner Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **9 (1953)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420302

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

kommt durch den Gebrauch des Indikativs allgemeine Gültigkeit. Er lernte sehen, was objektiv, in der Wirklichkeit besteht.

B. Deshalb bedeutet es auch eine bedauerliche Verarmung an Ausdrucksmöglichkeiten, wenn heute unter dem Einfluß der norddeutschen Umgangssprache der Konjunktiv immer mehr aus der Schriftsprache verschwindet. In den Schweizer Mundarten ist er ja zum Glück noch ganz lebendig. Auslandschweizer, die nach dem Weltkrieg aus Deutschland in die Heimat zurückkehrten, mußten das zu ihrer peinlichen Überraschung feststellen. Ein Lehrer, der sie im Schweizerdeutschen unterrichtete, hat anschaulich geschildert, welche Mühe ihnen der Gebrauch des Konjunktivs machte.

A. Vielleicht hängt die Lebenskraft des Konjunktivs bei uns mit dem Wirklichkeitssinn des Schweizers zusammen. Wir unterscheiden eben deutlich zwischen Wünschen und Tatsachen. „I hoff, du sigsch gsund"; im Schriftdeutschen sagt man doch allgemein: „Ich hoffe, du bist gesund."

B. Ja, im Schriftdeutschen wird nur in einem Fall ein deutlicher Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv gemacht: Was ich selber glaube, meine, denke, gilt als objektiv richtig und steht im Indikativ; was andere meinen, gilt als bloß subjektive Ansicht und steht im Konjunktiv. Also: „Ich glaube, du bist verrückt"; aber: „Du glaubst, er glaubt usw., ich sei verrückt." Nur wenn man in der Vergangenheitsform von einer früheren, durch die Tatsachen widerlegten Ansicht spricht, braucht man auch nach der ersten Person den Konjunktiv: „Ich glaubte, du seist krank, und jetzt treffe ich dich im Theater."

A. Und ich glaubte, der Konjunktiv sei eine ganz einfache Sache, und jetzt sehe ich, daß Goethe recht hat:

„Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht."

Ernst Merian-Genast

Vom Guriner Buch

Die Walsersiedlung Bosco-Gurin, die einzige deutsche Gemeinde des Kantons Tessin, hat am 6. September die Siebenhundertjahr-Feier der Gründung ihrer Kirche begangen. Die Schweiz ist nicht arm an Festen,

und es ist nicht anders möglich, als daß sich viele unter ihnen mehr oder weniger gleichen — das von Gurin war einzigartig; denn Gurin selbst ist ja etwas Einzigartiges. Die Zeitungen haben darüber berichtet; hier sei nur erwähnt, was gerade für uns vom Sprachverein erfreulich war, vor allem, daß der Festredner, unser geschätztes Mitglied Dr. Teobaldi, seinen Mitbürgern neben der Treue zur Heimat und zu ihrem Glauben als drittes die Treue zur Muttersprache ans Herz legte. In der Muttersprache liege die Seele eines Volkes, und „ein Volk, das seine Seele verliert, ist ein armseliges Volk". Und Staatsrat Lepori, der Erziehungsdirektor des Tessins, bestätigte diese Auffassung in italienischer Rede. In der kirchlichen Feier firmte der Bischof von Lugano die Kinder auf Guriner Deutsch, und die Jugend selbst führte ein sinniges Festspiel auf, teils in Mundart, teils schriftdeutsch. (Den 30 Schülern brachte der Vertreter des Deutschschweizerischen Schulvereins, der auch unsern Sprachverein vertrat, 30 Hefte des Schweizerischen Jugendschriftenwerkes.)

Ein bleibendes Denkmal des Tages aber ist das von Tobias Tomamichel auf Grund fleißiger Studien anschaulich geschriebene und von seinem Bruder Hans reizend bebilderte Buch „Bosco-Gurin. Das Walserdorf im Tessin", herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde*. Wir können es nicht besser empfehlen, als indem wir es miteinander durchgehen: Gurin liegt also auf 1506 Metern über Meer, in einem Seitental eines Seitentals des Maientals (so nannten die alten Eidgenossen, die es gewonnen hatten, was wir heute Maggiatal zu nennen pflegen). Über seine sprachliche Eigenart hat es schon verschiedene, zum Teil etwas abenteuerliche Erklärungen gegeben — heute wird man nicht mehr zweifeln, daß es sich um eine Siedelung jener Walliser handelt, die im 13. Jahrhundert durch die Übervölkerung ihres steinigen Bodens zur Auswanderung gezwungen wurden; eine Karte macht ihre weitverzweigte, über den Monte Rosa und bis ins Vorarlberg reichende Kolonisationstätigkeit anschaulich. Sie hießen „freie Walser", weil sie als tüchtige Siedler und Krieger in der damaligen Gesellschaftsordnung merkwürdige Sonderrechte zu wahren wußten: freie Erblehen, freie Gerichtsbarkeit, freie Wahl des Ammanns, Freiheit von

* Verlag G. Krebs AG, Basel. 154 Seiten mit über 60 Zeichnungen. Gebunden Fr. 9.35.

allerlei Abgaben und von Beschränkungen des Heiratsrechtes und der Freizügigkeit. Gurin muß vom Pomat aus gegründet worden sein; am 10. Mai 1253 wurde seine Kirche geweiht. Wir hören dann von allerlei Streitigkeiten mit den Nachbargemeinden, von den politischen Verhältnissen im Maiental, von der Brandschatzung durch österreichische Truppen im August 1799 usw. Besonders fesselnd ist für uns der Abschnitt über das Guriner Deutsch, nach einer Arbeit Szadrowskys wiedergegeben. Es ist natürlich nahe verwandt mit den Walliser, aber auch mit den Berneroberländer Mundarten; gewisse Kennzeichen hören wir auch aus dem Bündner Deutsch heraus. (Prof. Hotzenköcherle hat von gewissen Bündner Mundarten festgestellt, aus welchen Walliser Dörfern sie stammen.) Eine Eigentümlichkeit ist der Laut sch für unser gewöhnliches s; so gehen die Guriner immer noch nach Liggarasch (aus Locaris für Locarno) oder nach Löwwasch (aus Lauis für Lugano). Sehr bezeichnend sind auch die vollen Selbstlaute in den Endsilben, wo das übrige Deutsch meistens nur noch ein tonloses e oder gar nichts mehr hat. So werden die Zahlwörter noch streng nach dem Geschlecht unterschieden: zwea, zweanu, zwei; dry, driju, dry. Die besitzanzeigenden Fürwörter heißen mynu, dynu, schynu, ijaschu, ewwu, eru. Als Hilfszeitwort für die Leideform dient chu = kommen. „Aar escht agstolta chu" heißt es, wenn einer angestellt worden ist. Neben unsern Verkleinerungsformen auf -i und -li (Chatzi, Briadarli) haben sie auch solche auf -ti und -tschi (Vegalti = Vöglein; Hüschtschi = Häuslein). Verstärkt wird nicht mit „sehr", sondern mit „strang" („Mech hät strang gfrora"). Manche Wörter, die nicht nur dem Schriftdeutschen, sondern auch den übrigen schweizerdeutschen Mundarten verlorengegangen sind, haben sich hier aus der germanischen Ursprache erhalten. Ein Kind bittet die Mutter: „Tiat mar as Gschechtschi zella" = englisch: "Tell me a tale." Wer sich verletzt hat, hat sich „gwirset" (englisch worse für „schlimmer"). Das Beinkleid, das nur den Oberschenkel bedeckt, nennen wir heute im „Deutschen" auf englisch gern „breeches"; als es noch gebräuchlich war, hieß es in Gurin Bruach, und so heißt es heute noch in seiner ganzen Länge bis zum Fuß; Hosu aber heißt, was bei uns der Strumpf ist. Einige Knaben sind „sumi buoben" (althochdeutsch suma, neuenglisch some). Wyp, Mehrzahl Wybar, hat noch gar nicht den leicht verächtlichen Klang; Fröw heißt immer noch nur die vor-

nehme Frau. Daß viele italienische Wörter eingedrungen sind, ist bei der Nähe des Italienischen begreiflich.

Bis 1928 führte nur ein holpriger Fußweg abwärts ins Maiental, und bis 1914 pflegten die Guriner mehr Verkehr mit den ebenfalls noch deutsch sprechenden Pomatern über die 2223 m hohe Guriner Furka. Deshalb blieb das Deutsche ziemlich ungefährdet, wenn auch der amtliche Verkehr immer italienisch war. Als dann aber das Tessin 1803 selbständiger Kanton wurde, und besonders als der Staat das Schulwesen übernahm, wurde es anders. Es war nicht wohl möglich, gute Lehrkräfte zu finden; besser wurde es erst, als 1913 Hansmaria Sartori die Schule übernahm. Zwar mußte er den Unterricht nach kantonaler Vorschrift italienisch erteilen, und Deutsch war kein Schulfach. Da besuchten 1880 zwei Zürcher Professoren, Meyer von Knonau und Hardmeyer, das Dorf und stellten diesen Mangel fest. Auf ihre Anregung hin setzte sich der „Deutsche Schulverein in der Schweiz" (der Verfasser schreibt irrtümlich vom „Deutschen Sprachverein der Schweiz") mit der Tessiner Regierung in Verbindung und stellte mit ihrer Einwilligung für 300 Fr. jährlich einen eigenen Lehrer an, der täglich eine Stunde Deutsch erteilte. Von 1892 bis 1942 besorgte das Serafin Sartori mit großem Eifer, auch mit Geschick und Erfolg. Im Jahre 1898 schrieb der Gemeinderat an den Schulverein: „Wir müssen aufrichtig bekennen, daß die deutsche Schule hier in Bosco von Nutzen ist, besonders gegenwärtig, da sie hier die deutsche Sprache auszurotten gedenken; denn einen deutschen Pfarrer wollen sie uns auf keinen Fall mehr zulassen. Aber solange die deutsche Schule besteht, wird es nie dazu kommen, daß unsere Muttersprache zu sterben kommt." Der deutsche Unterricht wurde außerhalb des Stundenplans und freiwillig, aber von fast allen Kindern besucht.

Das Verhältnis Gurins zu seiner Regierung hat sich dann allmählich gebessert. Schon von 1927 an leistete auch sie einen Beitrag an den Deutschunterricht, und als 1942 dem Tessin zum Schutze seiner Italianität eine stark erhöhte Unterstützung zuteil wurde, geschah es unter der Bedingung, daß der Staat seinerseits den Deutschunterricht in den Lehr- und Stundenplan Gurins aufnehme und den Lehrer besolde. Der Gemeinderat dankte dem Schulverein für seine bisherigen Leistungen und ersuchte ihn um weitere moralische Unterstützung. (Das geschieht

hauptsächlich durch Schenkung von Heften des Schweizerischen Jugendschriftenwerkes an die Schuljugend, auch durch Mehrung der Volksbücherei.) Nach dem Tode Hansmaria Sartoris, der sich um die Erhaltung des Deutschtums große Verdienste erworben hatte, übernahm sein Sohn Felix die Schule und darin 1942 auch den Deutschunterricht; er starb aber leider schon 1952. (Nach einem pädagogischen Mißjahr besteht heute Aussicht auf eine glückliche Lösung unseres Anliegens.)

Wie in der Schule, hielten die Guriner auch in der Kirche auf Pflege der Muttersprache und verlangten immer wieder deutsche Predigt, nicht immer mit Erfolg; es kam auch da zu erbitterten Auseinandersetzungen; gegenwärtig sind sie gut versehen mit einem Deutschschweizer italienischer Abstammung.

Die Guriner haben ihre Treue (die die Gegner natürlich gern Hartköpfigkeit nannten) auch bewiesen im Kampfe um den Namen ihrer Gemeinde. Amtlich hieß sie bis 1912 Bosco oder zum Unterschied von Bosco-Luganese auch Bosco-Vallemaggia. Nun ist natürlich Gurin auch kein deutscher Name; aber er gilt ihnen jetzt einmal als deutsch, und unter sich sagen sie nie anders und verlangten die amtliche Anerkennung. Das führte zu einem langen Streit mit Zeitungskämpfen und Gutachten; denn die Regierung wollte nichts davon wissen. Aber der Bundesrat fand das Begehren der Guriner berechtigt, und 1932 kam es zum heutigen Kompromiß „Bosco-Gurin".

Unser Buch erzählt dann weiter von den kirchlichen Verhältnissen, von den Lawinenjahren 1695, 1749, 1925 und 1951 und von langen Wintern, von Sitten und Gebräuchen, von der Arbeit in Acker, Wiese und Wald, in Haus und Stall, von Spiel und Sport, von Handwerk und Kunst. Ein Abschnitt, der uns wieder besonders fesselt, handelt vom — Theater! Denn sie spielen gern dort oben, natürlich nur deutsch, und zwar nicht bloß lustige Stückli — das auch —, auch ernste, sogar Werke Shakespeares und Schillers. Gespielt wird im Schulhaus (und da sie jetzt ein neues bekommen sollen mit einem Gemeindesaal, wird auch für die dramatische Muse besser gesorgt werden können). Zwischenhinein freuen wir uns beim Lesen immer wieder an einem hübschen Wort: wenn aus Buabtschi und Metschi Buaba und Tächtra geworden sind, komme es vor, daß ihrer zwei sich „arholda", d. h. sich hold werden; dann ist er a Holdchnab und sie as Holdmetschi.

Auch im letzten, dem naturkundlichen Abschnitt erleben wir hübsche sprachliche Überraschungen: unter den Flur- und Ortsnamen, die natürlich meistens deutsch sind, gibt es auch ein Rítali, also ein Rütli. Die Soldanelle heißt Santantunisch-Gloggulti, das Vergißmeinnicht Isaherrguttsch-Öggdschi (unseres Herrgotts Äuglein), der Zaunkönig Chingdschi, der Frosch Hoppschul, und die Mücken sind Tiritari.

Das Büchlein schließt mit einem Hinweis auf das 1938 im „Walserhaus" eingerichtete Heimatmuseum. Wir können uns nur freuen über das tapfere Guriner Völklein, das trotz der uniformierenden und rationalisierenden Zeitströmung und trotz der besseren Verbindung mit dem Maiental unter einsichtiger und tatkräftiger Führung seine Eigenart gepflegt hat. Gewiß ist sie durch das Fest und durch dieses Büchlein gestärkt worden, und jeder Käufer trägt dazu ein Scherflein bei. Um das Deutschtum Gurins müßte man nicht bangen, wenn man nicht um Gurin selbst bangen müßte, wenn man an die Entvölkerung der Alpentäler denkt. Seit hundert Jahren geht die Einwohnerzahl stetig zurück und ist von 420 gesunken auf 160, die niedrigste Zahl. Es tut weh, sich das auszudenken.

Zur Schreibung der Fremdwörter

(Nachtrag zu Nr. 8)

Eine unsinnige Schreibweise ist für uns „Waggon". Sie ist englisch, wird aber bei uns immer französisch ausgesprochen; aber wenn man ein englisches Wort französisch ausspricht, ist es „richtig deutsch". Und was ist schließlich ein „Wagon" und ein „Waggon" anderes als ein deutscher „Wagen"? Daher stammen auch die beiden fremden Wörter und sagen ja auch nichts anderes. Solange man aber eine Unterscheidung für nötig hält und das Wort französisch ausspricht, hat es keinen Sinn, es englisch zu schreiben.

Kleine Streiflichter

Neuenburg. In einem Aufsatz „Neue Betrachtungen zur Zweisprachigkeit", der durch ein Zitat aus der Schmähschrift „Comment on germanise le Jura" (vgl. „Sprachspiegel" Nr. 5, Jahrgang 1948) eingeleitet war, forderte der bekannte Alfred Lombard seine welschen Mitbürger zum Boykott jener Waren auf, de-